

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 160.

Montag, den 13. Juli

1925.

Mächte im Blut.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelmine Fleck.

(Nachdruck verboten.)

„Tausend Dank, aber wir möchten unsere Beute nach Hause bringen.“

„Oh, die bringe ich mit den Kindern. Ich leihe Ihnen Prinzeß gerne und ebenfalls meinen Verlobten als Kavaliere.“

Es war freundlich gemeint, dennoch war in Ijolt's Ton ein gewisses Zuviel und Helene schüttelte den Kopf. „Ich möchte doch lieber nicht.“ Darauf fuhr Ijolt fort, in sie zu dringen, bis Lothar sich ins Mittel legte. „Du mußt das gnädige Fräulein nicht quälen.“

Helene warf ihm einen dankbaren Blick zu. „Ich habe so vieles gelernt, in besonders selbstgefälligen Momenten denke ich sogar — alles; aber gelegentlich findet sich doch mal eine Kleinigkeit, an der ich nicht vorbei kann. Dazu gehört das Reiten. Zu viele Erinnerungen hängen daran.“

„Ach erzählen Sie doch mal.“

Die Augen der Baltin wurden starr und dunkel. Sie sah Lothar an, als sie sagte: „Schöne Erinnerungen aus Tagen, da mein Becher sehr voll war, und traurige. Auf einem Ritt wurde mein Verlobter an meiner Seite von aufrührerischen Letten erschossen.“

Lothar biß sich auf die Lippen. Er hatte sofort herausgehört, daß Helenes Widerstreben einen besonderen Grund haben müsse. Schade, daß Ijolt so wenig feinfühlig war. In dem Punkt blieb sie ihres grobschlächtigen Vaters Tochter. Daran konnte alles Neben nichts ändern, denn Takt läßt sich nicht anpredigen. Uebrigens brach Ijolt, die nicht gern Peinliches erörterte, eilig von dem Gegenstand ab. Sie winkte Lothar, der den Knaben auf sein Pferd gesetzt hatte, ihr die kleine Hiltrud heraufzureichen, und ihre Art, mit dem Kinde zu scherzen, hatte etwas sehr Liebliches. „Sie machen doch sicher einen Umweg, um den Kindern das Vergnügen zu verlängern, Fräulein Werdermann.“ sagte Helene.

„Oh, auf ein paar Kilometer kommt's doch nicht an.“

Während Ijolt sich mit der stolz im Sattel sitzenden Hiltrud neckte, ging Lothar neben Fräulein von Engelbrecht her. Ein Zufallswort brachte sie auf die abergläubischen Volksbräuche der Gegend. Dies führte zu dem tiefen Sehnen der menschlichen Natur nach dem Uebernatürlichen und Ewigen, der Angst vor dem Unbekannten, die in der Weite des Weltalls nach einem Halt sucht.

„Eigentlich ist's seltsam.“ dachte Lothar, „sie ist ein so heiterer Mensch, immer ein Scherz auf den Lippen, immer bereit, in das Lachen anderer einzustimmen, und doch kann man nicht zehn Minuten mit ihr zusammen sein, ohne daß ein Problem sich in die Unterhaltung einschleibt. Das ist die Art der Menschen, deren Blick immer voraus schweift in das Land der großen Rätsel und Fragen. Ijolt zerbricht sich um derartiges nicht den Kopf. Allerdings hat das Leben ihr auch noch keine Rätsel aufgegeben.“ Aber schon bemerkte Helene, daß Ijolt vom Gespräch ausgeschaltet sei, und sie beeilte sich, sie wieder hineinzuziehen, aber Probleme wurden nun nicht mehr erörtert.

Am Tor des Pfarrgehöfts wurden die hochbeglückten Kinder aus dem Sattel gehoben und eine leichte Berührung der Peitsche setzte Prinzeß und Harro in schnellen Trab. „Weißt du, Lothar,“ bemerkte Ijolt nach einer Weile, „diese Baltin ist ja eine ganz gute Person, aber zu alt.“

Er lachte. „Nanu? Sie ist höchstens fünfundzwanzig.“

„Ich meine innerlich alt. Ewig findet sie irgend etwas zu bephilosophieren. Für eine ältliche Jungfrau, die den Gott der Liebe längst mit dem lieben Gott vertauscht hat, mag's hingehen, für ein Wesen, das immerhin noch als junges Mädchen passieren kann, find' ich's sad. Nicht mein Fall. Ob sie früher auf den Bällen ihre Tänzer auch in ihrer Weise unterhalten hat?“

„Sie wird sicherlich klug gewesen sein, das Gespräch den Interessen ihrer Partner anzupassen. Uebrigens kommt sie aus einer hochkultivierten Umwelt, in der die Menschen sich auf das Denken verstehen,“ sagte Lothar nicht ohne eine leise Schärfe im Ton.

An einem hellen Septembertag reiste das Brautpaar zum Besuch der Schwiegereltern ab, Ijolt in einem hellgrauen Tuchkostüm, dessen Rock an eine Bleistiftkuffe erinnerte und einem Hut, den ein Paradiesvogel von unerhörter Kostspieligkeit zierte. Auf jedem Bahnsteig folgten die Blicke der Damen der outriert modischen Erscheinung; Herren fixierten sie, bis ein unwilliger Blick Lothars sie verscheuchte. Man fuhr erster Klasse. Vater Werdermann hatte die Karten tags zuvor durch einen reitenden Boten holen lassen. „Damit ihr mir nicht am Ende doch noch in die dritte Güte huppt. Wer in einem Auto mit Fürstenruf zur Bahn fährt, ist sich selber die erste Klasse schuldig.“ hatte er gesagt. Es war nichts mit ihm zu machen gewesen. „Na, adjüs, Ijng, grüß den Professor und sag' ihm —“ „Was denn, cher père?“

Er stotzte, hustete und meinte: „Ei, ich hab's vergessen.“ Im fiel ein, daß er in Lothars Gegenwart doch nicht gut sagen könne: „Er soll mir mit seiner staubigen Gelehrsamkeit den Buckel hinaufsteigen.“

Er kannte Professoren nur als das unerschöpfliche Thema der Witzblätter und bewertete sie dementsprechend. Auf der Hochzeit würde man den Vater des Bräutigams ja wohl oder übel ertragen müssen, darüber hinaus wünschte er keine Anbiederung. Überhaupt, Professoren! Professoren der Geschichte noch dazu! Männer der Tat, Männer, die sich aufs Geldmachen verstanden, das war's, was die Zeit brauchte. —

Die Mitreisenden im Abteil schienen, soweit sie un auffällig gekleidet waren, Ausländer zu sein. Die anderen hätten ein paar Jahre früher sicherlich die dritte, wenn nicht gar die vierte Klasse benutzt. Jetzt gaben sie sich sichtlich Mühe, möglichst graziös „hingegossen“ in den Plüschpolstern zu lehnen.

„Schieber und Schiebergenossen,“ raunte Lothar Ijolt zu.

Sie zuckte die Achseln. „Mag sein. Bedenkt' aber auch, daß heutzutage der Neid in jedem halbwegs Be-

stehenden einen Schieber argwöhnt. Es wäre doch wahrhaft schlimm, wenn's gar keine reichen Leute mehr gäbe.“ —

Als der Zug in den Bahnhof der alten Universitätsstadt einlief, erkannte Lothar schon von weitem die ragende Gestalt seines Vaters.

„Da! da ist er. Und Mutter auch.“ Er schwenkte freudig den Hut. —

Gelassen, wie ein Fels in der Brandung, stand Professor Kranold im Gewimmel der Ankommenden und Abreisenden. Von Berufs wegen in ferner Vergangenheit mehr daheim als in der Gegenwart, hatte er im Laufe der Jahre eine Art geistiger Weitsichtigkeit erworben, die ihm die Maßstäbe etwas verschob. Des Wiedersehens mit dem einzigen Sohne war er innig froh, daß Lothar mit seiner Braut kam, berührte ihn weniger. Der Junge schien — nach seinen Briefen zu urteilen — rechtchaffen verliebt, Dafür hatte er ein wohlwollend ironisches Lächeln. So was gehört zu den Kinderkrankheiten, die durchgemacht werden mußten. Im übrigen traute er dem Sohn den nötigen Verstand zu, um die Richtige in sein Haus zu führen. Die Mutter, obwohl äußerlich vollkommen beherrscht, war erregter. Ihr ging manches durch den mütterlich sorgenden Sinn. Auch wußte sie, daß trotz allem der alte Satz immer noch in Kraft steht: „Einen Lebensgefährten wählen, heißt eine Zukunft wählen.“ Ah, da sagt Lothar. Wie schmutz und froh der Junge aussah. Und dort —. Nolt knixte, so gut die Bleistiftkülle es zuließ und beugte sich über die Hand der Schwiegermutter. Sie hatte allerdings „die Haden zusammen.“ Dabei schoß es ihr durch den Sinn: „Was fürchterliche Handschuhe. Schon abgeschabt an den Fingerspitzen.“

„Gnädige Frau — nehmen Sie mich nachsichtig auf. Oder darf ich „Mutter“ sagen?“ Es klang nicht ganz natürlich, aber sie hatte vor kurzem in einem Roman einen ähnlichen Satz gelesen. In das sanfte und doch so kluge Gesicht der Älteren trat ein Zug, als lausche sie einem fernen Ton nach. War der Ton echt? „Willkommen, liebes Kind, wir haben uns sehr gefreut.“ sagte sie schlicht, Nolt auf den Mund küssend. Der Professor trat heran mit dem wohlwollend fernen Lächeln, das Lothar so gut an ihm kannte. „Willkommen, Herbstbotin.“ sagte er mit altmodisch ritterlicher Verbeugung.

„Inwiefern Herbstbotin?“ fragte Nolt.

„Nun, wenn Schwiegertöchter einpassieren, ist's eine Mahnung, daß das Alter naht, — der Herbst.“

„Wer seinen Sommer genützt hat wie du, Papa, für den ist der Herbst die Zeit reichen Erntesegens.“ sagte Lothar jählich.

Der Vater lachte. „Schön gut, schon gut. Man tröstet sich, wie man kann, über den Abstieg. Aber laß uns nach Hause. Ich bin nicht für Familiengruppen auf Bahnsteigen.“

Man machte sich also auf den Weg. Von einer Droßke, obwohl solche auf dem Bahnhofspiaz hielten, war keine Rede, Vater Werdermann mochte also wohl recht haben, Professors waren „power“, die Mutter ging mit Lothar voraus, der Professor folgte mit Nolt durch alte Straßen mit sonderbaren alten Häusern, um die Geschichte zu weben schien. Schon begann der Historiker zu berichten. In einer Straße war vor grauen Zeiten dies geschehen, auf diesem Platz jenes. Liebevoll vertiefte er sich in die Geschichte der Heimatstadt. Dabei sprach er, wie er mit seinen Tischnamen auf den Kollegen-gesellschaften zu reden pflegte, das heißt, er wählte die Gesprächsgegenstände seinen Interessen entsprechend. Warum sollte er derjenige sein, der sich langweilte? Nolt warf indessen verstoßene Blicke in die Schaufenster. Besonderes schien nicht darin zu sein. Die Auslagen trugen mehr kleinstädtischen Charakter. Als der Professor eine Pause machte, meinte sie: „Ich fürchte, die Weltgeschichte hat bei mir immer ein großes Loch gehabt, lieber Papa.“

„Das ist schade, mein Kind, aber Löcher lassen sich stopfen. Geschichte ist das Interessanteste und Wichtigste in der Welt.“

„Aber die Dinge sind meistens so schrecklich lange her. Ich halte mich lieber an die Gegenwart.“

Der Professor seufzte. „Die Gegenwart! Ah, mein Töchterchen, da ist sehr wenig Freude zu erleben.“

Sein Hut war übrigens in ständiger Bewegung. Jeder dritte Begegnende schien den berühmten Hochschullehrer zu kennen. Und jeder Gründe fingierte im Herankommen Nolt ein wenig. Die Mutter beobachtete es ganz genau. Nolt war ja anmutig, sonst würde Lothar sie nicht gewählt haben. Wenn sie nur nicht so auffallend angezogen wäre. Frau Anna Kranold hatte immer eine Abneigung gegen äußere Auffälligkeiten gehabt, fand sie ordinär. In geistiger Hinsicht mochte jeder so originell sein, wie er wollte, da verabscheute sie sogar Duzendware.

(Fortsetzung folgt.)

Kirschengeschichten.

Die Zeit der Kirschen ist nun wieder da, und wir erfreuen uns an dieser Luft der Anaben und der Vögel, wie sie der Historiker der Kulturpflanzen Viktor Hehn genannt hat. Derjenige, der der europäischen Menschheit diese Frucht beschert haben soll, war der reiche Feldherr Lucullus, der 64 v. Chr. unter den kostbaren Kriegsbeuten, die er aus seinem Siege über den pontischen König Mithridates in festlichem Triumphzug mitführte, auch einige unscheinbare Bäume mitbrachte, die das herrlichste und dauerndste Geschenk seines Feldzuges sein sollten. Es war der Kirschbaum, den nach der Erzählung von Vinius der Römer bei der Zerstörung der Stadt Cerasus an der pontischen Küste zwischen Sinope und Trapezunt entdeckte. Zweifelloser aber hat Lucull nicht als erster die Kirsche nach Europa gebracht, sondern es gab schon verschiedene wilde Kirscharten in Italien, wie die Südkirsche und die Kornelkirsche. Aus dem Reiche Pontus wurde nur die edlere, gröbere und saftreichere Sauerkirsche eingeführt. Immerhin darf Mien als die Heimat der Edelkirsche gelten die von da an vielfach gezogen, rasch vermehrt und auf die einheimischen wilden Bäume gepfropft wurde. So entstanden bald verschiedene Varietäten, darunter die köstlichsten und feinsten. Varro erwähnt bereits 18 verschiedene Kirscharten, die in Italien heimisch waren, darunter die apionianische, wahrscheinlich die Stammform unserer Koffkirsche, die italische, unsere Weichkirsche, die bartfleischige Kirsche, wohl die Urabtin unserer Herzkirschen. Mit den Kornelkirschen fütterten die Römer ihre Schweine, und aus dem harten Holz machten sie Lanzenspitzen. Besonders geschätzt wurde die Kirsche damals wie heute, weil sie schon mitten im Sommer reift und in der Dike ihren erfrischenden Saft spendet, wenn die übrigen Früchte noch zurück sind. Da sie aus dem Pontus, einer Gegend mit harten Wintern stammte, konnte die Edelkirsche durch das ganze mittlere Europa bis in den Norden hinauf weiterwandern. Über Gallien brachten die Römer die Frucht überall dahin, wohin sie vordrangen, und 120 Jahre nach ihrem Erscheinen in Italien, zur Zeit des Vinius, wuchs die Kirsche bereits an den Ufern des Rheins, war in Britannien heimisch geworden, wurde in Belgien in einer besonderen Sorte, der aus Lusitanien stammenden, bevorzugt und war selbst schon in die Berge der Schweiz und Tirols hinaufgedrungen.

Die hohe Wertschätzung, die die Kirsche früh bei den Deutschen errang, zeigt sich darin, daß sie zu den ersten Obstarten gehörte, die unter gelehrlichen Schutz gestellt wurden, wonach bei strengster Strafe das Abbauen von Kirschbäumen verboten war. Dem Täter der einen solchen Frevel vollführte, sollte nach manchen Gesetzen die Hand abgeschlagen werden. Von Karl d. Gr. wird erzählt, daß er auf einem seiner Meiergüter außer 100 Birnen- und 115 Pflaumenbäumen 125 Kirschbäume pflanzen ließ. Das beweist das Vorhandensein großer Baumkulturen in denen die Kirsche bevorzugt wurde. Aber noch deutlicher tritt die Beliebtheit der Kirsche in den Sagen Volksbräuchen und Legenden hervor, in denen sie eine so überaus große Rolle spielt. So glaubte man in Tirol, daß es Krieg gebe, wenn der Kirschbaum zweimal im Jahr blühe. Der strenge Schutz des Kirschbaums klingt noch in einer Schweizer Sage nach, derzufolge hinter einem Kirschbaum am Hallwieler See ein altes Männchen stehen sollte das dem Wanderer den Hals verdrehte. Dem Kirschbaum wird die Kraft zugesprochen, gebannte Geister zu erlösen. Das geht aber nicht so leicht, sondern es gelinzt es, wenn aus einem Kirschbaum, den ein Vogel zur Erde fallen läßt, ein Kirschbaum aufgewachsen und aus seinem Holz eine Wiege gefertigt ist, in der das Kind gewiegt wird, das die Erlösung vollbringen kann. Die slawische Mythologie kennt sogar einen besonderen Kirschgott Kirnis. In den Volksräthen erscheint die Kirsche häufig, so z. B. in dem reizenden Vers: „Als ich von meiner Mutter kam, — hatt' ich ein schneeweiß Hemdchen an. — Als Gott mir ein arünes gab — Goh' er drein Blut und Wein — Und dazu ein Herz von Stein.“ In den Sommertheatern wurden im 18. Jahrhundert Kirschkerne und Kirschblätter zu jenen eigentümlichen „Huldigungen“ benutzt, für die man sonst faulige Äpfel und Eier aufwarf. Wenigstens ist uns ein Brief des Schauspielers Beder aus dem „Goethe-Theater“ in Bayreuth erhalten in dem er sich bitter darüber beklagt, daß die Studenten während des Spiels Kirschkerne und grüne Blätter auf die Bühne werfen. Die Schauspielerinnen weigerten sich, vor einer solchen „Kanone“ aufzutreten, und so mußte denn Beder während einer „Räuber“-Aufführung als Franz Moor erst eine energetische Rede halten, um dem Unweien zu steuern.

Schweizer Flugreise.

Goethes empfehlenswerte Gewohnheit, jede Stadt zuerst einmal von einem Turm aus zu betrachten, können wir modernen Menschen noch weit mehr ins Grobartige heigern. Wir betrachten ein ganzes Land vom Flugzeug aus. Es ist ein herrliches Gefühl, eine Reise durch die Luft machen zu dürfen. Draußen auf Oberwiesentfeld bei München stehen nebeneinander im Sonnenglanz drei Junfers-Flugzeuge der Trans-Europa-Union, und in der Tat, noch einmal läße man gern die Möglichkeit offen, nach Berlin, Wien oder in die Schweiz zu fliegen. Aber schon prangt jetzt auf dem Koffer, stolzer als alle Hotelmarken der Erde, ein grünes Dreieck mit dem Flugvermerk „Nach Zürich“; das Gedächtnis wird verhalten, während die Fluggäste um den Riesenvogel herumheben, ein wenig selbstbewußt, obgleich ihnen herzlich wenig Verdienst zukommt. Denn ein Flug ist heute vielleicht schon sicherer als eine Autofahrt. Bald heißt es einsteigen. Das geräumige Abteil nimmt vier Gäste auf. Aber nirgends ist es an sich gleichgültiger, was man für eine Reisegelellschaft hat, denn selbst in dem abgeschlossenen Raum kann man sich nur sehr mühsam verständigen und ist zu einem angenehmen Schweigen verurteilt. Desto mehr kann man schauen. Aus breiten Fenstern, die den Blick nach überallhin freilassen, ohne daß man am geräuschvollen Fensterlarm sich zu drehen und zu wippen braucht. Zuerst kennt man als Münchner jedes Flecklein Erde. Die Stadt mit ihren Giebeln und Türmen, Schloß Nymphenburg, die Amper, den Starnberger- und Ammersee, Landsberg am Lech, das entzückende alte Städtchen, wird überflogen, Würzburg, von dessen Wiesen die Jünger Barrer Kneipps heraufblicken, das Benediktinerkloster Ottobeuren, Kempten. Die Alpen tauchen nur ab und zu aus schweren Nebeln heraus aber dann ist es ein bezaubernder Anblick. Gigantische Dampfriesen wälzen sich heran, Gebirge, die in ihrer Schönheit den Bergen gewiß gleichkommen, durch den Nebel nur der Wolken erblickt man die Westfließ unter den Wässern das grüne Feld. Und jetzt eine seltsame mattgraue Fläche mit scharfen dunklen Rändern, der Bodensee. Über das zweifelhafte Friedrichshafen weg geht die Fahrt, Schiffe ziehen ihre Bahn, die weißlich sichtbar bleibt. Von links her grüht Lindau. Die Oberstdorfer, die Bregenzer Berge schauen herüber, aber es liegt kein Sonnenglanz auf ihnen der Sänitist ragt auf aber über die hohen Firnen dahinter breitet sich eine schwere Decke. Konstanz liegt nah unter uns, denn das Flugzeug fährt heute niedriger als sonst, es geht teilweise bis auf 300 Meter herunter. Aber die rasende Schnelligkeit ist vom Kilometermesser abzulesen: sie beträgt im Durchschnitt 130 in der Stunde. Jetzt ist die Schweiz unter uns, das grüne Ob- und Nostindien, Winterthur, dann welliges Land und jetzt blinzt der Zürchersee auf, während der große Vogel schon über Dübendorf sich senkt, der größten Schweizer Flugstation. Mit Behmut hört man die Frage des Führers, ob niemand weiter bis Genf fliegt. Das wäre erst die schönste Strecke, über die Seen und Zentralalpen an den blauen Genfersee, über dem gewiß die Sonne strahlt, während sich hier oben mehr und mehr die Wolken zusammenziehen. Mit dem Auto auf neuer Strake fährt man die 16 Kilometer nach Zürich und in kaum zwei Stunden, nachdem man München verlassen hat, steht man mitten im internationalen Getriebe der Stadt, man fühlt sich glücklich wie der Mann, der aus dem fliegenden Koffer steigt. Und plötzlich während man an dem herrlichen See sitzt, erblickt man über sich ein den Deutschen ungewohnt gewordener Anblick, ein Geschwader von sieben, acht Schweizer Militär-Fliegern in schöner Staffeln vorüberflurren.

Gaunerzinken.

Von Kriminalkommissar Ernst Enselbrecht-Berlin.

Es gibt zwei Arten von geheimer Verständigung der Verbrecherwelt, die Gaunersprache und die Gaunerzinken. Zinken heißt Zeichen und dürfte entweder aus dem lateinischen „signum“ das Zeichen herzuweisen oder aber eine Ableitung aus dem deutschen Worte „Zeichen“ sein. Im Mittelalter nannte man den Denker auch „Zinker“ weil es zu seinen Obliegenheiten gehörte, die verurteilten Verbrecher durch Aufbrennen von Brandmarken oder durch Verstümmelung zu zeichnen.

Während die Gaunersprache eine Verständigung durch Worte, durch die Sprache, ist, heißen die Gaunerzinken eine kurzgefaßte Bilderschrift dar, mittels welcher der Gauner seine Genossen über bestimmte Vorkänge unterrichten will. Unter „Gauner“ waren früher kurzweg alle Verbrecher zu verstehen. Das Wort „Gauner“ stammt mit zahlreichen anderen Ausdrücken der Verbrechersprache aus dem Hebräischen und ist eine Ableitung des hebräischen Gannaw, der Dieb.

Während in der Verbrecherwelt die Gaunersprache auch heute noch eine große Rolle spielt und im Verkehr der Verbrecher untereinander zur Geltung kommt, ist der Gebrauch der Gaunerzinken schon seit vielen Jahrzehnten im Schwinden. Der moderne gewerbsmäßige Verbrecher kennt kaum noch die Bedeutung der einzelnen Zinken, höchstens Landstreicher und Bettler bedienen sich noch einzelner Zinken, um sich Nachrichten über ihren Verbleib zukommen zu lassen oder sich durch Empfehlungen und Warnungen in ihrem Bettelberuf gegen-

seitig zu unterstützen. Früher, als die Kunst des Lesens und Schreibens noch nicht so allgemein war und zu den Vorrechten des Gebildeten gehörte, hatten die Zinken eine andere Bedeutung als in der heutigen verkehrreichen Zeit, wo selbst jeder Landstreicher und Verbrecher schreiben und lesen kann und sich der Zinken nur dann zu bedienen braucht, wenn keine Mittelungen nur bestimmten Genossen zugänglich sein, allen außerhalb seines engeren Genossentums Stehenden aber geheim bleiben sollen. Aus diesem Grunde haben heute die Gaunerzinken für den Kriminal-Praktiker auch kaum noch eine Bedeutung und nur wenige von ihnen unterziehen sich der oft äußerst mühevollen Arbeit ihrer Entzifferung und Erklärung.

Wenn man berücksichtigt, daß die Gaunerzinken ja nur in ganz vereinzelt Fällen wirklich allgemein gebräuchlich und bekannte Zeichen darstellten, die weitaus meisten Zinken dagegen auf freier Erfindung der betreffenden Gauner beruhten und ihre Bedeutung auch nur dem engsten Familienkreise der Sippe oder Bande bekannt wurden kann man verstehen, wie zahlreich und verschiedenartig diese Gaunerzinken sein müssen. Hanns Groh berichtet in seinem „Archiv für Kriminal-Anthropologie“ über eine Sammlung solcher Gaunerzinken aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, die fast zweitausend verschiedene Bilder umfaßt.

Nach Hanns Groh gibt es drei große Gruppen von Zinken, Wappen- oder Personenzinken, Mitteilungszinken und Hauszinken. Wappenzinken sind Haus- oder Familienzeichen des betreffenden Gauners. Wie Ritter und Patrizier ihr Wappen, Bürger ihre Hausmarke, der Handwerker sein Wertzeichen und der Handelsherr seine Ballenmarke führte, hatte der Gauner seinen Zinken. Nur wenige konnten in den früheren Jahrhunderten lesen und schreiben man begnügte sich deshalb allgemein mit der bildlichen Darstellung des Namens. So entstanden Wappen, Hausmarke, Wertzeichen, Ballenmarke und Gauner-Wappenzinken. Die Wappenzinken bezogen sich meistens auf den früheren Beruf oder auf eine körperliche Eigentümlichkeit des Gauners. Ein verkommener Lehrer oder Student, der Aufnahme in den Gaunerzunft gefunden hatte, führte z. B. als Wappenzinken eine Schreibfeder, ein alter Soldat den Säbel, der Einäugige ein Auge und ein Rothhaariger den Fuchs. Mitteilungszinken sind Zinken, die über Zeit der Anwesenheit, Richtung der Wanderung usw. Aufschluß gaben oder auch größere Mitteilungen, Antworten, Aufforderungen oder Warnungen enthielten.

Die Hauszinken sind die ältesten und auch am längsten bekannten Zinken und tauchten zuerst als Nordbrenner-Zeichen auf, mit denen das betreffende Haus gekennzeichnet und die näheren Einzelheiten für die Brandstiftung und den Nordüberfall angegeben wurden. Erst später nahmen diese Hauszinken eine harmlosere Bedeutung an, z. B. hier wohnen leichtgläubige Leute, hier hält der Wirt zu den Gaunern, hier bekommt der Bettler nichts, hier kann Diebesbeute verkauft werden, hier ist Verrat zu befürchten, hier gibt es für den Bettler nur Essen usw. Heutzutage kommen wohl nur noch die letztgenannten harmloseren Zinken vor die sich vorwiegend auf Bettel, Unterkunft und Verkauf der Diebesbeute beziehen. Man sieht gelegentlich an einem Hauseingang zwei übereinandergelegte Säbel gezeichnet oder eingeritzt. Das Zeichen soll Bettler warnen, weil in diesem Hause ein Polizeibeamter wohnt. Ein Hund mit einigen Strichen bedeutet Achtung vor dem bissigen Hund in dem durch die Strichzahl bezeichneten Stockwerk. Ein gewöhnliches Bluszeichen mit der betreffenden Anzahl von Strichen soll den Bettelkollegen mitteilen, daß in der betreffenden Wohnung dem Bettler immer etwas gegeben wird. Dementsprechend bedeutet ein Minuszeichen, also einfacher wagerechter Strich das Gegenteil. — Eine schräggehende Leiter zeigt ein sicheres Unterkommen für Landstreicher an.

In den Straf- und Untersuchungsgefängnissen findet man auch heute noch hin und wieder den Gebrauch von Gaunerzinken. Hauptächlich an den Orten, die einer größeren Anzahl Gefangener zugänglich sind und an Gegenständen, die mehreren Gefangenen zur Verfügung stehen. Diese Zinken haben aber in den allerersten Fällen irgend eine bestimmte Bedeutung, meistens sind sie der Langenweise der Gefangenen entsprungen oder bezwecken nur eine Verbindung mit den Mitgefangenen.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Schadenfreude. A.: „Lieber Freund, mein herzlichstes Beileid“ — B.: „Wieso, mir ist doch niemand gestorben?“ — A.: „Ne, das nicht, aber ich habe meiner Frau gestern ein Kostüm gekauft, und jetzt ist sie zu der beinahe gegangen, um es zu zeihen!“ („Klods Haus“)

Sie läßt mit sich reden. Stolz hatte sie ihm gesagt, sie würde ihn nicht eher heiraten, als bis er 1000 M. geparkt hätte. Nach drei Monaten traf sie ihn wieder und fragte ihn, wie viel er habe. „43 Mark“, sagte er. — „Ach“, erwiderte sie erötend, „ich dachte, das ist ja schon beinahe genug!“

Warum in die Ferne schweifen? Fräulein Kläre hat sich in Amerika verheiratet. — „So! Mit wem denn?“ — „Mit einem Herrn Müller.“ — „Den hätte sie auch hier haben können.“

Frauen-Zeitung

Margareten-Technik. Eine Ausstellung, in der eine ganz neue Form der Handarbeit gezeigt wird, erregt gegenwärtig in Leipzig Aufsehen. Es handelt sich, wie Dr. Nachod in der „Kunstchronik“ berichtet, um die Vorführung des Lehrganges, wie er an der Abteilung für textile Handwerkskunst in Klauen geübt wird. Die Schöpferin dieser Lehrmethode und der ganzen dadurch geschaffenen Arbeiten ist Margarete Kaumann, nach der die von ihr erfundene „Margareten-Technik“ benannt ist. Aus den Bedingungen des rhytmisch-wechselnden Knüpfens eines Fadenbündels in freiem Spiel ist von ihr eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt worden. Gerade das freie Spiel und der damit verbundene fortwährende Zwang, während der Arbeit Entschlüsse zu fassen, trägt zur Weiterbildung der Formen und Muster bei und gibt dem Geschick eine reiche Ausbildung. In der Margareten-Technik können die feinsten flachen Spitzenarbeiten ebenso gut gearbeitet werden wie plastische Gebilde, die an Vasenformen erinnern, aber zum Unterschied von diesen im Material vollkommen einseitlich sind. Der Lehrgang beginnt damit, daß die künstlerisch völlig naiven Schülerinnen durch Falt- und Ausschneidearbeiten in Papier mit den Grundbegriffen der Technik zuerst praktisch bekannt gemacht werden. Raum merktlich von der Lehrerin geführt, lernt die Schülerin hier die feinsten Einzelheiten in der Aneinanderreihung und Gruppierung von Mustern, in der Verteilung auf der Fläche und in der harmonischen Gliederung. Sie bekommt dann Gelegenheit, dieselben Begriffe praktisch an den textilen Techniken, besonders in der Stickerei, zu erproben und zu verwerthen. Die Befehle des Aufbaus werden in einer eigenartigen Verwendung verschiedenartiger Glasperlen, mit denen sich auch Gegenstände herstellen lassen, die plastisches Leben haben, erlernt. Auf diese Weise werden die Schüler in den Stand gesetzt, ganz eigenartige Muster und Stoffe herzustellen, die der kunstgewerblichen Arbeit ein zutuntsreiches Neuland eröffnen.

Wenn Liebe stirbt . . . Was sich liebt, das neckt sich“ sagt das Sprichwort, aber aus dem Spaß wird gar mandmal Ernst, und nicht selten löst sich ein Verzugsbund wegen Kleinigkeiten, die dann nachher den beiden Beteiligten selbst ganz unverträglich sind. Liebende sind launisch, leicht erregt, misstrauisch, eifersüchtig, kurz ein schwer zu behandelndes Volk, dem man schon manche Schrecken und Wunderlichkeiten zugute halten muß. Aber wenn man den Gründen, aus denen die Liebe stirbt, tiefer nachgeht, so wird man doch fast immer hinter den Vorzeichen ernsthafter Motive finden. Ein solch wichtiger Streit, ein solch lächerliches Mißverständnis ist ja meist nur das auslösende Moment einer bereits vorhandenen tieferen Verstimmlung, einer sich immer stärker ausprägenden Gegenläufigkeit der Charaktere, die nur den Liebeseuten nicht bewußt wird. Ein Psychologe weist in einem Londoner Blatt auf diese entscheidende Grundlage aller solcher scheinbar nichtigen Anlässe hin. „Es gibt zahllose Gründe an denen die Liebe stirbt“, schreibt er. „Fehler des anderen, die man zunächst leicht nahm, ja, die sogar gefielen, werden plötzlich genau untersucht, und zwar mit dem Erfolge, daß man von dem anderen nichts mehr wissen will. Ratschläge, die man zunächst lächelnd ablehnte, offenbaren einen Gegensatz des Geschmacks und der Weltanschauung, den man nicht ertragen kann. Der Mann vernachlässigt die Aufmerksamkeit und Höflichkeit, die er zunächst der Angebeteten darbrachte, und sie merkt noch zur rechten Zeit, daß er ein großer Casoil ist. Ueberhaupt lernt man sich ja erst allmählich kennen, und ein ganz zufällig beobachteter Zug kann den Tropfen darstellen, der die Schale des Zorns zum Überlaufen bringt und den Bruch herbeiführt. Aufmerksamkeiten, die das Mädchen einem Nebenbuhler schenkt, schüren das Feuer der Eifersucht, und in dem gereizten Herzen schlägt plötzlich die Liebe in Haß um. Ein harmloser Scherz, ein unschuldiger Witz enthüllen den anderen Charaktereigenheiten, die man vorher nie geahnt hatte. Da kann denn selbst die Frage, ob sie sich einen Bublikopf schneiden lassen darf oder er sich die Oberlippe abrasieren muß, zu Konflikten führen, die nicht mehr gut zu machen sind. Freunde und Freundinnen, die allerlei zu klatschen haben, Gesandnisse aus dem früheren Leben, zu große Schwachhaftigkeit oder bartnackiges Stillschweigen — all das und noch unzähliges andere läßt wie einen Witz im Herzen die Erkenntnis einschlagen, daß man nicht zueinander paßt, und man trennt sich, ohne sich über die einzelnen psychologischen Vorgänge klar zu werden.“

Der Bublikopf auf Island. Die Frauen auf Island haben auch Bubliköpfe, tragen kurze Röcke und rauchen Zigaretten, ganz so wie die anderen Europäerinnen.“ Mit diesen Worten betonte eine isländische Journalistin Inga L. Larusdottir den fortgeschrittenen Geist ihrer Landsmänninnen. Die junge Dame hielt auf dem Frauenkongress in Washington einen Vortrag über die Isländerin und führte aus, daß in Island die Frauen die Gleichberechtigung mit den Männern vollkommen erlangt haben; sie sind mit 25 Jahren stimmberechtigt wie das ja. stärkere Geschlecht. „Es gibt in unserem Lande mehr Frauen als Männer“, führte sie aus. „aber wir haben genug Arbeit für alle Frauen, und sie widmen sich den verschiedensten Berufen. Wir haben bisher noch keine weiblichen Rechtsanwältinnen.“

aber wir haben weibliche Ärzte, Lehrer und Staatsbeamte. Ich selbst bin Journalistin und gebe eine politische Zeitung für Frauen heraus. Bevor unsere Mädchen einen Beruf ergreifen, erhalten sie vorher im Hausdach Unterricht, denn die Isländerin liebt ihr Heim über alles und ist eine gute Hausfrau. Wir lieben aber auch elegante und moderne Kleidung und halten darauf, daß wir mit der Mode in den anderen Ländern gleichen Schritt haben.“

Hygiene und Heilkunde

Erfälten wir uns durch kaltes Wetter? Daß wir uns bei schlechtem Wetter leichter erfälten, erscheint uns so selbstverständlich, daß wir schon die Frage, ob Wetter und Erfältnis zusammenhängen, für unnötig halten möchten. Aber neuerdings ist man doch zu sehr überraschenden Anschauungen gekommen, die den Einfluß von Regen und Wind auf unsere Gesundheit sehr stark einschränken. „Das große Experiment über Erfältnis“ nennt Prof. Chodounska den Weltkrieg in einem Aufsatz der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“, in dem er zu dieser Frage eine ganz neuartige Stellung einnimmt. Man hatte seit Beginn des Krieges eine besonders hohe Zahl von Erfältniskrankheiten befürchtet, denn die Soldaten waren ja Tag und Nacht den Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne Möglichkeit eines Wäsch- oder Kleiderwechsels. Aber trotz dieser beispiellosen Häufung aller möglichen Erfältnisursachen blieb die Zahl der Erfältnisse während der ganzen Kriegsdauer der der Friedenszeiten gleich, ja war sogar niedriger. Das Auftreten aller mit Erfältnissen zusammenhängender Krankheiten ergab den gewohnten jahreszeitlichen Rhythmus ohne jede Erhöhung der Krankheitsziffer, daraus muß man doch eigentlich schließen, daß auch bei Krankheiten, wie Lungentuberkulose, Gelenkrheumatismus usw., bei denen die Erfältnis als auslösendes oder verstärkendes Moment angenommen wird, die Erfältnis keine große Rolle spielen kann. Ebenso ließ sich kein wesentlicher Anhalt dafür gewinnen, daß Erfältnis und Durchdringung ein Einfluß auf die Tuberkuloseerkrankungen hatten. „Bei der Mehrzahl der Infektionserkrankungen“, sagt der Verfasser, „hat man für ihr Auftreten in kälteren Jahreszeiten als auslösende Ursache Erfältnis angenommen. Diese Anschauung wurde aber durch die Kriegserfahrung nicht bestätigt, und wenn nun so verdrängte Erfältnismomente, wie sie dort dauernd gewirkt haben, zu keinem Ausdruck als erhöhte Erfältnishäufigkeit kommen konnten, wird es schwer, noch weiter aufrecht zu halten, daß ein Luftzug oder durchdringendes Schuhwerk den Organismus in seinen Grundfesten bedrohen würde. Die meisten Menschen erleiden durch solche Erfältnismomente, sobald sie verpirrt werden, nur eine mehr oder weniger tiefe keeliche Depression, werden also psychisch beeinflusst, was für das Erfältnisproblem von propagativer Bedeutung ist.“

Fleischkost oder Pflanzkost. Aber eine interessante Untersuchung, die dem Einfluß der vegetarischen Lebensweise auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Körpers galt, berichtet das „Archiv für Verdauungskrankheiten“. Der allgemeine Energieumsatz war bei vegetarisch ernährten Versuchspersonen zwar betrübend, und es kann daher der bekannte Satz von der Gleichwertigkeit des pflanzlichen und tierischen Eiweiß wohl zu Recht beibehalten werden. Andererseits hat sich jedoch ergeben, daß die vegetarische Lebensweise durchaus nicht für alle geeignet ist, daß vielmehr sehr viele Menschen auf die Dauer mit vegetarischer Nahrung absolut nicht bestehen können, so namentlich Menschen, die dauernd in der Stadt leben und sich mehr mit geistiger als mit körperlicher Arbeit beschäftigen müssen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht möglich, den Vegetarismus bei der Lebensweise, die unter gegenwärtiger Kulturstufe uns vorschreibt, allgemein zu empfehlen. Im einzelnen haben die Untersuchungen ergeben, daß das ungetriebene Gleichgewicht des Kraft- und Stoffwechsels bei vegetarischer Ernährung unter gleichzeitiger Milchgenuss durchaus gewährleistet werden kann, bei streng vegetarischer Nahrung, d. h. ohne Milchgenuss indessen nur dann, wenn ausatembare förderliche Bewegung stattfindet. In bezug auf das Verhalten des vegetarisch ernährten Körpers gegen Krankheiten zeigte sich, daß das Auftreten der Gicht durch die vegetarische Lebensweise verhindert wird. Die Frage, ob bei vegetarischer Ernährung auch die Arteriosklerose später auftritt, ließ sich nicht mit Sicherheit zugunsten der vegetarischen Lebensweise beantworten. Weiterhin wird der Fettanlag des Körpers durch die pflanzliche Kost sehr herabgemindert. Da jedoch gewöhnlich viel größere Mengen von Nahrung aufgenommen werden müssen, als bei gewöhnlicher Kost, so stellt sich in der Regel als eine recht unangenehme Folge der vegetarischen Lebensweise die Tatsache ein, daß der Magen sich erweitert. Um die größeren Mengen von Nahrungsmitteln bewältigen zu können, müssen sich die Magenwände nämlich beträchtlich ausdehnen, wodurch aber gleichzeitig ihre motorische Tätigkeit herabgesetzt wird. Auch zu einer Dehnung des Darms kann der Vegetarismus führen, da die pflanzliche Nahrung viel mehr Schlacken bildet, als gemischte Kost. In manchen Fällen kann endlich noch eine Bildung von Oxalation eintreten, weil in vielen vegetarischen Nahrungsmitteln Oxalensäure enthalten ist, die jene Bildung begünstigt bzw. hervorruft.